



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ernst von Lasaulx : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und den Rechenschaftsbericht der Gesellschaft, der man sich anvertrauen will, zu studieren. Die Mühe, die dies dem Ungeübten vielleicht macht, belohnt sich jederzeit, indem sie ihn vor Ärger und oft auch vor großen pekuniären Nachteilen bewahrt.



Ernst von Lasaulx

(Schluß)



Die Frankfurter Nationalversammlung sollte nur dem deutschen Volk eine Verfassung geben, und Lasaulx stimmte gegen jeden Antrag, der ihm eine Kompetenzüberschreitung einzuschließen schien. Diesem beharrlich festgehaltenen Standpunkt entsprachen auch seine eignen Anträge, die meist mit Gelächter und Unwillen aufgenommen wurden und gar keine Unterstützung fanden. So stellte er Gegenanträge gegen den Antrag vom 14. November 1848, daß Preußen aufgefördert werden solle, das reaktionäre Ministerium Brandenburg-Manteuffel zu entlassen, und gegen den Beschluß vom 16. November, dem nur vier Abgeordnete nicht beigestimmt hatten, die österreichische Regierung wegen der Erziehung Blums zur Rechenschaft zu ziehn. Sehr hübsch liest sich folgender Antrag, den er am 28. März 1849 stellte:

In Erwägung, daß Tollkühnheit nicht Kühnheit ist, indem zu dieser gezügelte Kraft, Herz und Verstand gehören (große Heiterkeit); in Erwägung, daß nach den gemachten Erfahrungen die Nationalversammlung in kühnen Griffen nicht glücklich ist (wiederholte Heiterkeit; Bravo auf der Linken); in Erwägung, daß zur Kaiserwahl keiner von uns ein Mandat hat; in Erwägung, daß wenn die neu zu begründende Rechtsordnung Bestand haben soll, sie nicht auf Unrecht gegründet werden darf; in Erwägung endlich, daß nach den Gesetzen der Weltordnung der Hochmut stets vor dem Falle kommt (große Heiterkeit): aus diesen Gründen geht die Nationalversammlung über die Anträge des Verfassungsausschusses bezüglich der Kaiserwahl einfach zur Tagesordnung über.

Aus den vom Verfasser mitgetheilten Bruchstücken der Reden, die Lasaulx im Verfassungsausschuß und im Plenum gehalten hat, stellen wir einige besonders charakteristische Sätze zusammen.

Die Verfassungsgeschichte aller gebildeten Völker zeigt uns, daß, wenn die ganze Fülle der Macht in den Händen einer einzigen Körperschaft ruht, dies notwendig zum Verderben führt. Eine gute Verfassung muß durchaus ein Gleichgewicht verschiedner Kräfte und verschiedner Staatsgewalten in sich schließen, wenn sie Bestand haben soll. Es hat dies seinen Grund in der Natur des menschlichen Herzens. Wer die Macht hat, mißbraucht sie. Diese Wahrheit ist so alt wie die menschliche Gesellschaft. Das menschliche Herz ist ein wildes, trotziges und verzagtes Ding; es schwankt zwischen Übermut und Kleinmut, guten und bösen Willensakten. Eine große Versammlung besteht aus sterblichen Menschen, die denselben Leidenschaften unterworfen sind, sie ist demnach vor unbesonnenen Beschlüssen um kein Haar sicherer als ein einzelner Mensch. . . . Wenn ich Wunsches Gewalt und die Magie der Rede hätte, die weltgeschichtlichen Personen eigen ist, ich würde die Anker meines Willens in Ihre Herzen werfen und Sie an Kaiser und Reich festketten. Dafür haben unsre besten Männer ihr Leben lang gekämpft,

Grenzboten I 1905

und in der Hoffnung auf die Wiederkehr von Kaiser und Reich sind sie gestorben: Männer wie Schwarzenberg, Blücher, Gneisenau, Stein, Görres und Friedrich von Gagern. Möchten die Geister dieser Männer in dieser Versammlung walten und uns die Kraft geben und den Willen, das ins Leben zu rufen, für dessen Verwirklichung sie die besten Kräfte ihres Lebens eingesetzt haben. . . . Ihre Kirchenangelegenheiten zu ordnen, werden wir hoffentlich den verschiedenen Religionsparteien überlassen und uns keinerlei Eingriffe erlauben in ein Gebiet, das sich nicht beherrschen läßt. Eine allgemeine Schulordnung für ganz Deutschland zu beraten, mag, wenn es jemals dessen bedürfen sollte, der künftigen Reichsgesetzgebung überlassen bleiben. Ich glaube aber, auch diese wird besseres zu tun haben und das Schulwesen der Partikulargesetzgebung überlassen. Das Schulwesen hängt aufs innigste zusammen mit dem individuellen Geiste der Stämme und mit ihrer relativen Bildungsstufe. Die Partikulargesetzgebung wird jedenfalls die praktischen Bedürfnisse besser zu erkennen und zu befriedigen vermögen, als es je von Reichs wegen geschehen könnte.

Für die Religionsgesellschaften fordert er unbeschränkte Freiheit. Gegen die Übel der Freiheit gebe es kein andres Heilmittel als die Freiheit selbst; sie enthalte das Gift wie das Gegengift. Im Leben der Kirche sieht er das Leben des Erlösers sich wiederholen und führt das in einem Rückblick auf die Kirchengeschichte aus. Den von den Gebildeten der Rationalistenzeit aufs neue gekreuzigten Christus habe der Polizeistaat begraben; demnach sei jetzt die Auferstehung zu erwarten.

Wie damals römische Soldaten am Grabe standen und Wache hielten, damit nicht die Jünger kämen, den Leichnam zu stehlen, und dann sagen könnten, er sei auferstanden, so standen bisher die schwarz und gelb oder wie sonst gestreiften Schergen des modernen Polizeistaats am Grabe des wiederum Gekreuzigten, um Wache zu halten, daß er nicht etwa auferstehe (Unruhe). Nun, meine Herren, nachdem in unsern Tagen die Polizei- und Beamtenherrschaft im Staate zerbrochen worden und gefallen, und an ihre Stelle die Selbstregierung des freien Volkes getreten ist, wäre es eine doppelte Schmach und Schande und ein Beweis der Lügenhaftigkeit dieser ganzen Bewegung des deutschen Lebens, wenn wir jene Bürokratie, die wir im Staate zerstört haben, in der Kirche fortbestehn ließen. Wenn wir jeder politischen Gemeinde das Recht der Selbstregierung und die selbständige Verwaltung ihrer Gemeindeangelegenheiten zugestehn, so wäre es eine nichtswürdige Inkonsequenz, dasselbe natürliche Recht den kirchlichen Gemeinden verweigern zu wollen. Ich beklage es darum tief, daß der Entwurf des Verfassungsausschusses zwar die Bestimmung enthält: „Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden, einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht,“ daß er aber der bestehenden alten Religionsgesellschaften mit keiner Silbe gedenkt, wie es denn überhaupt charakteristisch ist, daß in dem ganzen Entwurfe der Grundrechte des deutschen Volkes weder der Name Gottes noch der Name der christlichen Kirche vorkommt (Gelächter auf der Linken). Wer den Flammenblick der Freiheit und der Wahrheit nicht ertragen kann, der ist ihrer nicht wert; er ist und bleibt ein Sklave seiner eignen kleinen, dunkeln, heuchlerischen Scheit. Meine Herren! das bisherige Verhältnis des Staats zur Kirche war in der That unerträglich, es hat wie ein drückender Alp auf der Brust aller frei denkenden Männer gelastet. Wer der herrschenden Staatskirche des jeweiligen Kultusministers nicht anhing, der ward als ein Gottloser verschrien, und wer ihr anhing, als ein Heuchler, und das zweite ist noch schlimmer als das erste. Diese schiefe Stellung der Staatsgewalt zur Kirche muß aufhören; sie hat den Widerwillen, die Abneigung, ja den Haß nicht einer oder der andern Partei, sondern aller Parteien herausgefordert; sie hat alle unsre Lebensverhältnisse vergiftet und würde, wenn

sie fortbauerte, das Beste des deutschen Charakters, seinen religiösen Sinn, zu Zwietracht, Haß und Rache entflammen, zu Gefühlen, die wahrlich auf dem Boden der Religion nicht erweckt werden sollten. Es hat zu allen Zeiten Männer gegeben, die sich ohne positive Religion behelfen. Ihre Zahl ist auch heute kleiner, als die glauben, die sich dazu rechnen, und sie sind nicht glücklich. Aber größer allerdings ist heute ihre Zahl als in irgendeiner frühern Zeit, und wenn der zersetzende Skeptizismus weiter um sich kriecht, wenn er den Kern unsers Volkes, den Bauern- und Bürgerstand ergreift, und wenn hier, im Drange der Not, Gottlosigkeit und Armut sich verbinden, dann heben sie das Leben aus den Wurzeln und stürzen es um.

Als Vormacht im Reiche zieht er Österreich Preußen vor. Dieses habe mehr Wissenschaft, jenes mehr unverbrauchte Naturkraft. Die Wissenschaft produziere nicht, sondern konsumiere Leben. Den Einwand, daß Österreich zu viele undeutsche Bestandteile habe, läßt er nicht gelten. Man treibe Unfug mit dem Nationalitätsprinzip. Die Engländer würden Irland, Malta, Korfu, Indien, die Franzosen Elsaß und Algerien nicht aufgeben der fremden Nationalitäten wegen; die Deutschen allein seien solcher Torheit fähig. Die Engländer würden, wenn sie unsre Aufgabe zu lösen hätten, nichts hergeben von dem, was sie besäßen, vielmehr noch andres dazu zu bekommen suchen, und sie würden aus den vorhandenen Bestandteilen, so gut es ginge, ein Ganzes machen, und völlig unbekümmert um den Namen, es den Gelehrten überlassen, ob sie dieses Ganze einen Staatenbund, einen Bundesstaat oder einen Einheitstaat nennen wollten. Die Franzosen aber würden ihre Theorie so einrichten, daß die Wirklichkeit, die sie wollten, hineinpasse, und würden dann noch dazu uns Deutsche glauben machen, daß diese ihre neue Staatstheorie die beste und feinste von allen vorhandenen sei.

Nun, meine Herren, wir sind zwar weder Engländer noch Franzosen, aber etwas von ihrem politischen Verstande könnten wir uns doch aneignen unbeschadet unsrer Professorenweisheit (große Heiterkeit und lebhafter Beifall auf der Linken). Ich würde darum, meine Herren, wenn es wahr ist, daß die Nationalsoveränität wesentlich ein Machtbegriff ist, vor allem suchen, die wirkliche Macht zu gründen, und würde die ganze Theorie von dem Bundesstaat und ein Duzend schön stilisierter Paragraphen unsrer Reichsverfassung freudig in den Kauf geben, wenn es uns gelänge, ein großes, mächtiges, herrschendes Reich zu werden und statt des verwünschten Kleindeutschlands mit dem König von Preußen an der Spitze ein in Wahrheit großes Deutschland zu gründen mit dem jugendlichen Kaiser von Österreich an der Spitze und den großen Feldherren, die ihn umgeben (große Heiterkeit und Gelächter auf der Linken), seinen Feldherren Radetzky, Windischgrätz und Jellachich (Stimmen auf der Linken: ohne! ohne!), und also das alte Reich deutscher Nation im Herzen Europas wiederherzustellen.

Als man einmal im Café gemütlich beisammen saß, fand einer der Abgeordneten diesen Verkehr von Männern verschiedner Parteien auf neutralem Boden sehr nett. Karl Vogt jedoch bemerkte, die Sache habe auch ihre Rehrseite. Wenn seine Partei siegte, könnte sie vielleicht von der Guillotine Gebrauch machen müssen, und da würde es ein fatales Gefühl sein, einem Manne das Todesurteil sprechen zu müssen, mit dem man eben erst seinen Schoppen getrunken hätte. Lasaulx aber erwiderte: „Ich meinerseits versichere Sie: wenn wir die Sieger sind, und Sie werden an den Laternenpfahl

da drüben aufgehängt — in vollkommenster Seelenruhe trinke ich meinen Kaffee zu Ende und rauche meine Zigarre dazu.“ Als am 4. Mai 1849 die Nationalversammlung beschlossen hatte, die Wahlen zum ersten Reichstage auszuschreiben, erklärte Lasaulx am 7. seinen Austritt, weil sich die Nationalversammlung eigenmächtig aus einer konstituierenden in eine ausführende Versammlung verwandelt, und weil sie eine Verfassung entworfen habe, die keine Aussicht auf Verwirklichung habe, und die, sollte sie dennoch verwirklicht werden, Deutschland verstümmeln würde. Selbstverständlich wurde er wegen seiner Haltung und seiner Reden furchtbar heruntergerissen; am ausführlichsten und absprechendsten hat ihn Laube kritisiert.

Am 15. Mai wurde er in seine Münchner Professur wieder eingesetzt. Eine seiner Abhandlungen — über die Geologie der Griechen und der Römer — übersandte er Alexander von Humboldt. Dieser bedankte sich in einem sehr freundlichen Briefe und schrieb einige Jahre darauf, am 7. Februar 1857, in Beziehung auf ein andres Buch Lasaulx (Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Tatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte) an Varnhagen:

Wenn in Berlin ich etwas lese, was mein literarisches und politisches Interesse anregt, so ist mein erster Gedanke auf Sie gerichtet. Lasaulx in München, von der Baaderscher Junft, war mir nur als ein Mann der Kreuzzeitung und Schubertschen Dunkelwelt bekannt, und in der neuen historischen Schrift, die er mir schickt, finde ich nicht eben originelle Ansichten, aber durch Anspielung eine Mannigfaltigkeit positiver Kenntnisse offenbart, die ich bei Lasaulx nicht vermutete. Vielfache Zitationen beweisen große Vorliebe für meines Bruders Ansichten. Die slawische Messiasstelle ist auch sehr merkwürdig, wie überhaupt die Notizen eine antike sehr anmutige Blumenlese darbieten. Dergleichen traue ich dem Präsidenten Gerlach und seinem Bruder nicht zu. Wenn der Lasaulx mit seinen Wünschen für die wiederhergestellte alte deutsche Reichsverfassung Ihnen, teurer Freund, nicht geschickt ist, so durchblättern Sie ihn wohl, schon der Noten wegen.

Der Anfang von Varnhagens Antwort lautet:

Ihr Excellenz empfangen das mir von Ihnen gütigst anvertraute Buch beifolgend mit meinem innigsten Danke zurück. Ich habe es mit sehr wechselnden Empfindungen gelesen, ich möchte sagen, mit peinlichem Interesse. Der Autor macht allerdings Zugeständnisse und gibt Anschauungen, die ich ihm nicht zugestaut hätte, so wenig wie die üppige Gelehrsamkeit seiner reichen Zitate. Allein die schöne Blumenlese der Anmerkungen kann den Kern des Textes nicht verhüllen, der ein recht bitterer ist: die Rechtfertigung der Negerflaverei, das brutale Lob des Krieges und der stehenden Heere, die Heilsamkeit aristokratischer Revolutionen. Ungeachtet seiner weltgreifenden Höflichkeiten, die wie Einladungen Andersdenkender aussehen, bietet der Autor diesen doch nur die Kost der Kreuzzeitung, nur etwas feiner zubereitet, als dies Professor Leo zu tun pflegt, dessen „Bildungsdruck“ und „skrofulöses Gefindel“ nur mit etwas Würze versetzt sind.

Der Verleger des Briefwechsels zwischen Humboldt und Varnhagen hat diese beiden Briefe, weil sie eben nicht freundlich lauten, Lasaulx um drei Louisdor zum Kauf angeboten, dieser aber hat das Angebot abgelehnt. Von 1849 bis 1861 hat er im bayrischen Landtage verschiedene Wahlkreise vertreten. Wir stellen wieder aus seinen Reden einiges zusammen.

Bei dem Angriff „der beiden Abenteurer“ auf Osterreich im Jahre 1859

schmerzt es ihn, daß Preußen eine unpatriotische Haltung einnehme. Doch gibt er die Hoffnung auf Preußen nicht auf; er hofft, daß sich der Prinzregent, als echter Sohn der Königin Luise, dieser dereinst mehr erinnern werde als seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu London und St. Petersburg. Schon 1851 hatte er gerufen:

Die deutsche Frage wird, wie alle großen Fragen im Leben der Völker, durchs Schwert gelöst werden, und ich begrüße den, der den Mut und die Kraft hat, dieses Schwert in die Hand zu nehmen.

Den Einheitstaat will er freilich nicht.

Wer die Geschichte nicht auf den bequemen Waggons der Massen studiert hat [?], der weiß, daß eine dritthalbtausendjährige [?] Geschichte Deutschlands uns lehrt, daß Deutschland niemals ein Einheitstaat gewesen ist, weil ein solcher dem Grundcharakter des deutschen Volkes widerspricht. Die fundamentalen Bestrebungen der Deutschen sind auf die Entwicklung der Individualität und auf Föderalismus gerichtet, nicht aber auf Zentralisation, die wenn sie erreicht werden könnte, jedenfalls nur durch eine tiefgreifende und blutige Revolution hervorgebracht werden könnte, und das Ende dieser Revolution wäre kein andres als ein Militärdespotismus.

Er lobt die allgemeine Wehrpflicht Preußens. Stein und Scharnhorst hätten den zertrümmerten Staat wieder aufgerichtet, indem sie Kants Moral auf den politischen Boden verpflanzten und die mangelnde physische Macht durch Potenzierung der sittlichen Kraft zu ersetzen suchten. Dieser Versuch sei in Preußen gelungen und die Grundlage der großen und wohlverdienten Achtung, die dieser Staat seitdem in Europa genieße, seiner geordneten Finanzen, seiner militärischen Tüchtigkeit und seiner hervorragenden Leistungen in Wissenschaft und Industrie. Seine Armee sei eine Schule männlicher Erziehung. Moralische Tüchtigkeit und Integrität, der Sinn für Ordnung und Gehorsam, ein gediegener und verständiger Sinn sei in Preußen allgemeiner verbreitet als in vielen andern Ländern.

Ein großer General, der selige Scharnhorst, pflegte zu sagen, Preußen bedürfe immer der besten Verfassung, des besten Heeres und der besten Talente, der zuletzt genannten am meisten, weil ohne sie die andern beiden nicht zu erhalten sind. Demgemäß hat die preußische Regierung von jeher großen Wert darauf gelegt, bedeutende Männer für sich zu gewinnen; sie hat die Acquisition geistiger Kräfte als einen Zuwachs von Macht angesehen, während andre Regierungen zuweilen mit großem Gleichmut bedeutende Männer wegziehen ließen.

Auch für Bayern wünscht er eine starke Armee und stimmt für alle Militärforderungen; in politischer Beziehung will er trotz der erlangten bessern Meinung von Preußen Bayern an der Seite Oesterreichs sehen. Er ist entschieden monarchisch gesinnt.

Man hat den alten Aristokratien oft und nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß sie selbstsüchtig gewesen seien. Wenn Körperschaften herrschen, sagt man, so herrschen sie in ihrem eignen Interesse. Diesen Vorwurf kann man der monarchischen Verfassung nicht machen; wenn hier der König eine Ausnahmestellung einnimmt, so geschieht das nicht sowohl um seiner selbst willen, als vielmehr um des Staates willen; es ist für den Staat gut, wenn eine Stelle vorhanden ist, die dem ungezügeltsten Ehrgeiz nicht offen steht. . . . In außerordentlichen Lagen außerordentliche Maßregeln zu ergreifen, ist nicht sowohl ein Recht als Pflicht der Regierung. Wenn man der Regierung dieses Recht bestreitet, macht man sie unmöglich. Eine

Regierung, die von diesem Rechte keinen Gebrauch machte, hätte damit ihre Unfähigkeit bewiesen und verdiente, zum Teufel gejagt zu werden. Jede Regierung, sie mag monarchisch oder republikanisch sein, ist verpflichtet, das Heft nicht aus der Hand zu geben, das Schwert in der Hand zu behalten und Gebrauch davon zu machen, wann und wo es notwendig ist, und wenn man das sogenannte konstitutionelle Prinzip so versteht, daß man mit einer nur dem Deutschen eigentümlichen Pedanterie am Buchstaben der papiernen Verfassungsparagraphen festhält und allen Ernstes wähnt, es dürfe nichts im Staate existieren, was nicht in der Verfassungsurkunde vorgesehen und erlaubt sei, so wird der Erfolg einfach der sein, daß dem gesunden Sinne des Volkes dieses System zum Ekel wird, und daß es sich sehnt nach einem kräftigen Tyrannen, der das Schwert zu führen weiß und den ganzen papiernen Plunder über den Haufen wirft.

Liberal, echt liberal bleibt er trotzdem. Er will unbeschränkte Rede- und Pressefreiheit, auch dem König gegenüber, und Freiheit der Wissenschaft: Lehr- wie Lernfreiheit. Dagegen stimmt er für Verfehrbarkeit der Richter und für ein Disziplinalgesetz in Beziehung auf den Richterstand. Er gibt zu, daß das manches Martyrium zur Folge haben könne, aber das schade gar nichts, im Gegenteil: der Märtyrer bedürfe jede gute Sache, jede lebenskräftige Institution. Von Amnestie für die Volksverführer von 1849 will er nichts wissen; „Tollhäusler wie Strube und Fröbel“ seien nicht Märtyrer, sondern „feige, wüste, pflicht- und ehrvergeffene Banditen“; sie Republikaner nennen, erscheint ihm als Entweihung des Namens Republikaner.

Zur Vervollständigung der aristotelischen Lehre von den drei Staatsformen: Aristokratie, Demokratie, Monarchie, hat die nachmärzliche Zeit in der größten Stadt Deutschlands, in Wien, eine neue hinzugefügt: den Versuch einer Lausbubokratie. . . . Ich habe meine politischen Studien im Altertum gemacht, bei Republikanern, und habe darum eine Vorliebe für wahre republikanische Freiheit, die, wenn sie allgemein verbreitet wäre, den heutigen Monarchien keine Gefahr bringen würde. Die Republik ist eine so achtbare Staatsverfassung wie irgendeine andre; die republikanischen Tugenden: Wahrhaftigkeit, strenge Rechtlichkeit, echte Sittlichkeit, tiefe ungeheuchelte Frömmigkeit gehören zu den schönsten Tugenden, die die Geschichte kennt, und machen den männlichen Charakter aus. Aber die unermessliche Mehrheit des deutschen Volks will die republikanische Verfassung nicht, und mit Recht. Denn alle Verständigen wissen, daß diese Staatsform zwar eine vortreffliche Dorf- und Stadtverfassung, aber für große Staaten nicht geeignet ist, weil sie in diesen nicht ihrer wahren Natur nach durchgeführt werden kann. . . . Die Geschichte der letzten Jahre hat zur Genüge bewiesen, daß der einzige Anker der öffentlichen Sicherheit in der pflichtgetreuen Standhaftigkeit der Armeen lag; ohne sie wären wir einer Barbarei anheimgefallen, so scheußlich wie je eine dagewesen ist; einer Barbarei der Knaben- und Pöbels Herrschaft, für die der Name Demokratie viel zu ehrenvoll ist.

Im Jahre 1852 bereifte Lasaulx Griechenland noch einmal, im folgenden Jahre Italien. An Griechenland bemerkt er diesesmal, daß der Natur wie den Menschen alle Frische fehle, und daß man statt ihrer nur Staub und Flöhe finde. Aus Italien schreibt er: „Das ist mir völlig klar geworden, daß dieses ganze italienische Städteleben keiner weiteren Entwicklung mehr fähig ist, sondern, nachdem es die höchste erreicht und überschritten hat, politisch notwendig untergehn muß. Italien ist mehr als irgendein andres Land Europas das Land der Städte, und diese sind Städte von Palästen, deren

Bracht größtenteils schon erloschen ist. Das Land ist ausgezogen, die Städte haben es verzehrt, und es bleibt nunmehr, nachdem die Paläste Gasthäuser geworden sind, nichts andres mehr übrig, als daß die Fremden auch in der That Besitz davon nehmen.“ In Mailand macht er die Bekanntschaft einer römischen Familie, zu der auch ein Geistlicher gehört. „Das Zusammensein mit diesen Leuten hat mich einen interessanten Blick in die italienischen Familienverhältnisse tun lassen. Die ganze Gesellschaft macht zusammen eine sogenannte Heiligtumsfahrt. Sie besuchen alle berühmten Kirchen und Wallfahrtsorte; der Kanonikus liest die Messe, und alle kommunizieren darin und sind während der heiligen Handlung sehr andächtig, im übrigen aber ebenso vergnügungssüchtig und eitel wie alle andern, und die Frau, Mutter von acht Kindern, ist quälerisch und herrisch. Die Genusssucht herrscht hier in allen Ständen in unglaublichem Grade und macht das Volk zum politischen Leben unfähig. Als sie mich gestern fragten, was sie denn tun müßten, um frei zu werden, und ich ihnen sagte, das erste sei: alle Kaffeehäuser und Theater zerstören oder wenigstens auf dreißig Jahre schließen, da schrien sie laut auf und meinten, um solchen Preis sei ihnen die Freiheit zu teuer. Die meisten und andächtigsten Kirchenbesucher sind — deutsche und böhmische Soldaten, worin ich einen Fingerzeig mehr erkenne, daß diesen die nächste Zukunft gehört. Von Offizieren sah ich nur zwei oder drei in den Kirchen, desto mehr in den Kaffeehäusern.“

Daß der Katholizismus eines Freundes von Görres, Döllinger und Montalembert nicht ultramontan gewesen sein kann, versteht sich von selbst. Der Ultramontanismus der Männer dieses Kreises beschränkte sich darauf, daß sie an den katholischen Dogmen, auch an dem vom römischen Primat, festhielten; aber sie waren alle begeisterte Freunde der Freiheit, der Vernunft und der Wissenschaft und frei von läppischem Zeremoniendienst und von Aberglauben. Einige Äußerungen Lasaulx mögen seine Stellung zur Kirche andeuten. Seiner Tochter schreibt er 1857:

Der Sache wegen, die du zunächst berührt hast, darfst du vollkommen beruhigt sein. Die Schrift über den christlichen Heiden Sokrates, die ich mit großer Freude ausarbeite, wird nichts enthalten, was ich nicht, wenn heute der liebe Gott mich abriefe, offen und getrost vor ihm verantworten könnte. Wenn sie einem oder dem andern der zornigen Heiligen unsrer Zeit anstößig sein sollte, so kann ich denen nicht helfen; ich werde mich durch sie niemals abhalten lassen, die Dinge, die mir lieb sind, in meiner Weise darzustellen.

Er fand: es gebe kaum eine christliche Wahrheit, die nicht dem Sinne nach schon in der vorchristlichen Welt ausgesprochen worden sei. Auch in der Wissenschaft, auch in der Religion war ihm die Freiheit der Speer, der die Wunden heilt, die er schlägt; dem als Atheisten gemäßigten Prantl stellte er als Rektor ein gutes Zeugnis aus. Ein richtiges Urteil über die Reformation zu fällen, sagte er einmal im bayrischen Abgeordnetenhaus, sei noch nicht möglich:

Wir stehn jenem Ereignisse noch zu nahe, sind noch allzusehr mit unsern Sympathien und Antipathien darein verflochten. Einer meiner Freunde hat geäußert, er wünschte, die Reformation wäre entweder nicht ausgebrochen oder in Deutsch-

land allgemein durchgeführt worden, sodaß die nationale Einheit unsers Volkes nicht zerrissen worden wäre. Aber, meine Herren, die Gedanken Gottes sind nicht die Gedanken der Menschen, und wir sind nicht berechtigt, solche Wünsche zu hegen. Wenn wir uns umsehen in den übrigen Ländern Europas, steht es denn in den romanischen Ländern, auch nur auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens, besser als in unserm Vaterlande?

Was das Verhalten der Konfessionen in den gemischten Ländern betrifft, so sollten sie in den Vordergrund stellen, was sie gemeinsam haben, und sich gegen den Unglauben verbünden. Rom könne nur dann die christliche Welt beherrschen, wenn es selber dem Geiste die Herrschaft einräume. Er zweifelt, ob der Fortbestand des päpstlichen Absolutismus im Plane der Vorsehung liege; Rückkehr zur alten Synodalverfassung scheint ihm nicht unmöglich. Der Wittve Boisseree, die für Wiedervereinigung der christlichen Kirchen schwärmt, schreibt er:

Glauben Sie ja nicht, liebe Freundin, daß das ein Glück wäre! Blicken Sie nach Frankreich, nach Spanien, nach Italien, nach allen Ländern, die nur eine Konfession haben, wie faul es dort um die Religion steht; Kampf ist notwendig zu einem gesunden Leben.

Und über die Jesuiten in einem Briefe an Thiersch:

Wer Ihnen gesagt hat, daß ich zur Partei der Jesuitenfreunde gehöre, den erkläre ich hiermit für einen Verbreiter unwahrer Behauptungen, und wenn er darauf bestehn sollte, für einen lügenhaften Verleumder. Ich bin so wenig ein Freund der Jesuiten, daß ich mich vielmehr in München wiederholt auf die stärkste Weise gegen sie ausgesprochen habe. Und ich durfte es, da ich die abgestandnen Überbleibsel der Kompagnie während meines zweijährigen Aufenthalts in Rom hinlänglich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, um zu wissen: daß es zwar allerdings ein Zeichen von Unkenntnis oder von schwacher Urteilskraft sei, wenn jemand die Jesuiten fürchtet, daß es aber noch viel mehr Unwissenheit oder Imbezillität voraussetzt, von jenen Strandschleichern irgend etwas bedeutendes zu erwarten. Ich stimme vollkommen mit La Mennais überein, wenn er sagt, dieser Orden sei nur darum wiederhergestellt worden, damit er eines natürlichen Todes sterbe. Sollte man je die Tollheit begehn, die Jesuiten nach Bayern zu rufen, so wäre ich der erste, der auf jede Gefahr hin öffentlich gegen sie aufträte.

Lasaulx echt christlicher Sinn bewährte sich u. a. dadurch, daß er nach jeder Vollendung einer literarischen Arbeit einmal das Neue Testament durchlas. Doch war der Glaube an die Göttlichkeit der kirchlichen Einrichtungen so stark in ihm, daß er in einem Schreiben an Marie Görres ein Glaubensbekenntnis ablegte, worin er erklärte, falls seine Schriften auf den Index gesetzt würden, so werde er diese Verurteilung als begründet anerkennen; er halte dafür, daß solche Maßregeln „im Interesse der Kirche seien.“ Sieben Wochen vor seinem am 9. Mai 1861 erfolgten Tode schickte er eine kurze Erklärung — nur fünf Zeilen — desselben Inhalts nach Rom. Drei Monate darauf wurden in der That vier seiner Schriften auf den Index gesetzt. Seine Schwester Amalie, die in den Orden der Barmherzigen Schwestern eingetreten war, schloß sich nach 1870 den Altkatholiken an; Reinkens hat ihr ein biographisches Denkmal gesetzt; wie sich Ernst verhalten haben würde, wenn er das Vatikanum erlebt hätte, kann niemand wissen. Als einer seiner schönsten Charakterzüge mag noch seine strenge Gewissenhaftigkeit hervorgehoben werden,

die sich u. a. in seiner Genauigkeit im Zitieren bewährte. Er befolgte den Grundsatz, „daß man jedem, dem man einen guten Gedanken verdankt, die Ehre erweisen müsse, ihn zu nennen. Finde man, daß ein anderer, und wenn auch nur einen halben Satz, kürzer, prägnanter und richtiger gegeben habe, als man ihn selbst vorher zu denken imstande gewesen sei, so müsse dem Autor durch wörtliche Wiedergabe und Nennung des Namens die anerkennende Gerechtigkeit und Dankbarkeit widerfahren.“ Als er einst einem Doktoranden Plagiate nachgewiesen hatte, erklärte er: „Ich kann für die Erteilung des Doktorats an einen Menschen, der die Fakultät so gröblich beleidigt hat, nicht mehr stimmen.“ Um anzudeuten, in welcher Richtung sich seine wissenschaftliche Tätigkeit bewegte, sollen außer den gelegentlich erwähnten Veröffentlichungen zum Schluß noch einige genannt werden: Das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona; Über den Sinn der Odipusfage; Die Sühnopfer der Griechen und der Römer und ihr Verhältnis zu dem einen Opfer auf Golgatha; Die Gebete der Griechen und der Römer; Die Sinosklage; Der Fluch bei Griechen und Römern; Prometheus; Der Eid bei den Griechen und den Römern; Über die Bücher des Königs Numa; Zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen; Der Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter durch die christlichen Kaiser; Des Sokrates Leben, Lehre und Tod; Die Philosophie der schönen Künste.



Zum Kampf um die französische Orthographie



n Frankreich tobt gegenwärtig nicht nur der Kampf um das neue Ministerium; dieses streitlustige Volk hat auch an dem Fall Syveton und der Frage, ob die Taxameter — hier sagt man Taximeter — allmählich die andern Droschken verdrängen sollen, keineswegs genug. Es herrscht auch ein wahrer Bürgerkrieg um die französische Rechtschreibung. Auf der einen Seite die Revolutionäre, ohne historisches und philologisches Herz, die einfach alles kurz und klein schlagen wollen, was ihnen nicht „praktisch“ scheint; das Praktische ist natürlich das möglichst Kurze und Einfache, und um ihm zum Siege zu verhelfen, scheut man sich nicht, manche schöne Blume und manche gewiß sehr „unpraktische“ aber doch durch den Zauber ihres Alters auch liebgewonnene Gseuranke im Garten der französischen Sprache kurzerhand abzuschneiden. Auf der andern Seite stehn die Akademiker, die überhaupt nichts antastan lassen wollen, und die alles schön und richtig finden, weil die Akademiker vor hundert Jahren es auch schon gegen alle Neuerer verteidigt haben.

Das französische Volk ist in allen Kunstdingen überaus konservativ und hat vor allem eine beneidenswerte Ehrfurcht vor seiner Sprache, die es mit Recht als kostbares Vermächtnis seiner stolzen Kulturtradition und als das größte Kunstwerk betrachtet, das der Genius des französischen Volkes hervorgebracht hat. Möchten wir doch in diesem Punkte von unsern Nachbarn